

Illustrierte Rundschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



St. Ursus-Bastion und -Anlage vor dem städtischen Museum zu Solothurn. Phot. Ernst Gluz, Solothurn.

Politische Uebersicht.

Der deutsche Reichstag hat sein Bureau neu bestellt, wobei sich die Absonderlichkeit begab, daß die Nationalliberalen auf die sonst heißbegehrte Ehre einer Vertretung verzichteten, um den Herren des schwarz-blauen Blocks mit der Macht auch äußerlich die volle Verantwortung vor dem Lande zu lassen. Der konservative Graf Stolberg, der Zentrumsmann Dr. Spahn und der freikonservative Prinz Hohenlohe-Langenburg zieren den Präsidententhron. Das würdige Dreigespann ist schon gut eingefahren, und der Wagen läuft nach Wunsch.

In England ist der offene Kriegszustand zwischen den Häusern des Parlaments eingetreten. Sie werden sich nach Neujahr die Entscheidungsschlacht liefern. Das Oberhaus hat das Budget verworfen, und das Unterhaus hat diesen Akt als Verfassungsbruch und als eine Annäherung der Rechte der Gemeinen erklärt. Die Lords scheinen mit großer Zuversicht der Entscheidung durch das Volk, die sie geflüstert herbeiführten, entgegenzueilen. Ihre Position ist von nicht zu verachtender Stärke. Das konservative Element, das sie vertreten, ist permanent; ungefähr zehn von zwölf Männern der besitzenden Klassen, sagt Sidney Low, sind immer auf Seite der Lords. Darauf können

sie rechnen. Auf der andern Seite ist die wählende Demokratie unbeständig und veränderlich. Sie war 1906 liberal, ist aber 1900 und 1905 konservativ gewesen und kann 1910 wieder konservativ sein. Die Lords sind gegenwärtig stark, nicht weil sie eine privilegierte Oligarchie sind, sondern weil sie den konservativen Neigungen eines großen Teils des Gemeinwesens zum Ausdruck verhelfen.

Ein Kriminalfall von außerordentlicher Schreckhaftigkeit beherrscht die öffentliche Diskussion in Oesterreich. Der Oberleutnant Adolf Hofrichter von Linz sitzt in Haft unter der furchtbaren Anklage, daß er, von wahnsinnigem Ehrgeiz verzehrt, zehn seiner begünstigten Kameraden, die seinem Advancement im Wege standen, durch Chankali habe aus der Welt schaffen wollen. Einer der Offiziere ist dem Anschlag wirklich zum Opfer gefallen. Hofrichter steht seiner Aburteilung nach der peinlichen, Maria Theresianischen Halsgerichtsordnung entgegen, die einem Delinquenten sozusagen jede Möglichkeit einer Verteidigung und Beweisführung abschneidet. Und da es trotz allen schlüssig scheinenden Indizienbeweisen der Kriminalpolizei doch nicht ausgeschlossen ist, daß Hofrichter unschuldig und das Opfer einer seltsamen Verketzung



† Oberst Arthur von Tschermann, Kommandant des I. Armeekorps.

von Zufälligkeiten sein könnte, ist das Volksgemüt stark beunruhigt und verlangt zum mindesten die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens statt der mittelalterlichen geheimen Feme des Kriegsgerichts.

Mit einer theatralischen Geste ist der italienische Ministerpräsident Giolitti von der Bühne abgetreten. Am letzten Tage seiner Amtsführung noch setzte er es durch, daß der Felsen von Quarto in Ligurien, von wo aus die sizilianische Expedition der „Tausend von Marsala“ in See stach, als Nationaldenkmal erklärt wurde. Eine splendide Idee für einen Staatsmann, der

sich einen gloriosen Abgang sichern will. Eine Niederlage war es aber immerhin, die ihn zum Gehen nötigte und seinem Rivalen Sidney Sonnino den Weg zur Macht bahnte. Giolitti ist über seine kühnen Steueranschlüsse gestolpert, die in die besitzenden Klassen wie eine Bombe einschlugen, aber ihm deswegen doch nicht die Unterstützung der mißtrauischen Radikalen und Sozialisten verschafften. Ein Staatsmann von großen Talenten, aber schwer zu definierendem Charakter scheidet mit ihm aus der Reihe der führenden Männer Italiens.

Totentafel. 1. Dezember: in Spiez Oberförster C. Nisold im Alter von 65 Jahren, ein passionierter Jäger und tüchtiger Forstmann. Mit ihm ist der Mannesstamm des alten bernburgerlichen Geschlechtes der Nisold erloschen.

2. Dezember: in Genf G. Massol, außerordentlicher Professor der Bakteriologie an der Universität Genf, geb. 1839 in Paris.

Dr. J. Huber-Horner.

1828—1909.

Am Abend des 15. November schloß in Zürich ohne Todeskampf ein Mann seine Augen, dessen Geist bis in die letzte Zeit eine auffallende Frische und Energie bewahrt hatte und dessen Körper die 81 Jahre nicht verriet, die auf ihm lasteten. Nur wenigen bekannt und mit wenigen verkehrend, führte er seit bald sechs Jahren das Leben eines Stillen im Lande, doch weit davon entfernt, die starken Interessen, die ihn Jahrzehnte hindurch mit öffentlichen Fragen und wissenschaftlichen Bestrebungen verbunden hatten, preiszugeben.

Dem Entwicklungsgange wie dem Lebenswerke Jacques Hubers war der Stempel eines außergewöhnlich festen Willens aufgedrückt; hätte sich dazu nicht ein feltener Idealismus gesellt, so würde der begabte Mann seine Befriedigung vielleicht in einem engeren, seiner geistigen Ueberlegenheit sich fügenden Kreise gesucht und gefunden haben. Aber er bedurfte des Zusammenhanges mit den höchsten Fragen, die den Menschengestalt zu fesseln vermögen, mit Problemen, die über äußerem Erfolge weit erhaben sind.

Als ältestem Kinde des angesehenen Notars Huber in Dießenhofen — die Mutter war eine Wegelin von Frauenfeld — ließen die Eltern dem am 22. Oktober 1828 geborenen Knaben die beste Erziehung zuteil werden, die sich in dem kleinen Städtchen finden ließ. Hatte der Vater in seinem Berufe und in kaufmännischen Unternehmungen, die ihn schon in jungen Jahren bis nach Paris geführt hatten, den Wert einer gründlichen Bildung kennen gelernt, so sollte den Kindern hierin erst recht das Beste geboten werden.

Glücklich verlebte Jacques Huber mit einem jüngeren Bruder eine schöne Jugendzeit, in der freie Bewegung in ländlicher Umgebung und ernste Arbeit unter tüchtigen Lehrern das edelste Gleichgewicht bildeten. Pfarrer Benker, später der erste Rektor der neuen thurgauischen Kantonsschule, hatte seit Jahren einen Kreis junger Leute um sich gesammelt, die er so ziemlich in allen Wissenschaften unterrichtete und bis zur Universität vorbereitete. Aus dieser Schule war z. B. Konrad Kern von Berlingen hervorgegangen, der als schweizerischer Gesandter in Paris seinem Vaterlande so wertvolle Dienste leisten sollte.

Sprachstudien bildeten allerdings den Mittelpunkt des Unterrichts, doch war für Benker, der seinen Zöglingen als väterlicher Freund gegenüberstand, das ethische, erzieherische Moment die Hauptsache. Wer tüchtig und gründlich arbeiten und denken

gelernt hat, der findet im Leben auch ohne den Ballast der zahllosen Fächer, wie ihn die gegenwärtige Mittelschule glaubt überliefern zu müssen, sicher seinen Weg. Das hat sich an J. Huber bestätigt. Wohl folgte er in seinen Mannesjahren als Mitglied der Schulbehörde mit besonderer Freude der Lektüre der römischen und griechischen Klassiker, wohl sehnte er sich als vielbeschäftigter Greis nach stillen Tagen, in denen er sich ruhig dem Genuße der homerischen Dichtungen hingeben könnte; doch mit ebensoviele Verständnis beurteilte er die technischen und kaufmännischen Fragen seiner Buchdruckerei und Buchhandlung oder die Geschäfte der Gasgesellschaft oder der Bank, an deren Spitze er stand — lauter Dinge, für die ihm der Schulunterricht kaum die ersten Elemente gebracht, wohl aber den Verstand vorzüglich geschärft und gestählt hatte.

Es war ein Akt schönster Pietät, daß J. Huber seinem verehrten Lehrer Benker ein würdiges Denkmal setzte, in einer umfangreichen Publikation der Thurgauischen gemeinnützigen Gesellschaft (Frauenfeld 1860).

Mit dem Auszug nach Lausanne begannen lange Wanderjahre. Kenntnis des Französischen war unbedingtes Erfordernis für mehr als eine der Berufsarten, die für den jungen Mann in Betracht kommen konnten. Und so erreichte er durch Fleiß und Beharrlichkeit, daß er bald ebenbürtig neben seinen französisch sprechenden Klassenkameraden stand. Eine wenig erfreuliche Unterkunft vergaß er über der reichen geistigen Nahrung, die ihm in Lausanne geboten wurde, und bis an sein Lebensende hat er den Namen Alexandre

Vinet's nie anders als im Tone feierlicher Hochachtung ausgesprochen.

Schwer wurde ihm die Berufswahl, da er wegen eines kleinen Sprachfehlers die Tätigkeit des Juristen oder Theologen nicht glauben wählen zu dürfen. Als im Elternhause der Entscheid zu Gunsten der Buchhändlerlaufbahn gefallen und Zürich als erste Station bestimmt war, nahm J. Huber bedrückten Sinnes den Weg unter die Füße, war aber so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er sich in der ihm wohlbekannten Gegend verirrt und erst spät seinen Bestimmungsort erreichte.

Der Segertätigkeit im Elsäßer waren leider nur kurze Studien an der Universität vorausgegangen; aber dennoch konnte



† Dr. J. Huber-Horner.

der junge Mann wohl ausgerüstet von Zürich nach Stuttgart vorrückte. Die Arbeit in einer angesehenen Buchhandlung brachte viel Lehrreiches für den Beruf, auch interessante Persönlichkeiten, wie z. B. Fürst Gortschakow, damals Gesandter am württembergischen Hofe, traten in den Beobachtungsbereich des Buchhändlers, der im Hause Wolfgang Menzels anregenden Verkehr fand.

Besonders anders waren die Verhältnisse in Königsberg, wo J. Huber norddeutsche Art kennen und schätzen lernte und mit einem dort studierenden Landsmann lebenslange Freundschaft schloß. Der weiteste Horizont aber öffnete sich ihm mit dem Eintritt in die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig, die damals von Karl Reimer und seinem Schwager Salomon Hirzel geleitet wurde. Eine vornehme Auffassung des Berufes verbunden mit hervorragender Geschäftstüchtigkeit sah er hier in hoher Blüte vor sich. Nicht wenig trug zu seinem Behagen ein Kreis junger Schweizer bei, zu denen er sich gesellte und die ihm Jahrzehnte hindurch treue und liebe Freunde geblieben sind. Einer von ihnen — der einzige, den der Tod verschont — hat ihn sogar am letzten Lebenstag noch mit einem Besuche sehr erfreut.

Bei der Uebersiedelung der Weidmannschen Buchhandlung nach Berlin fand J. Huber nicht mehr eine in gleichem Maße befriedigende Tätigkeit; er gab nach kurzer Zeit die Stelle auf und kam aus der preussischen Hauptstadt in das landschaftlich so anmutige Würzburg und dann zurück in die Heimat.

Bald zeigte sich ihm die Möglichkeit, in der Bevel'schen Buchhandlung zu Frauenfeld einen Wirkungskreis zu finden, und schon 1855 kaufte er das Geschäft, das auch die Buchdruckerei und den Verlag der Thurgauer Zeitung in sich schloß.

Nur wer den Verstorbenen bei der Arbeit gesehen, kann sich vorstellen, mit welcher Energie er das Unternehmen nach allen Seiten ausbaute. Alle Mittel, die er gewann, wurden zur Vervollkommenheit des Geschäftes eingesetzt. Die Buchdruckerei stattete er auf's beste aus, neben dem Sortiment wuchs in aller Stille ein wohl ausgewählter Verlag heran, die Zeitung redigierte er selbst, bis sie an Umfang zu groß wurde und vielseitige Kräfte forderte. In dem verstorbenen feinsinnigen Adolphe Gengel und in dem (noch lebenden) erfahrenen ehemaligen Staats-schreiber Gubel gewann er auf Jahrzehnte vorzügliche, hingebende Mitarbeiter.

1859 schloß J. Huber einen glücklichen Ehebund mit der Schwester des berühmten Zürcher Ophthalmologen, mit Luise Horner, und trat damit in einen Familienkreis, der ihm manche geistige Anregung bot. Zu Hause aber schuf ihm die treffliche Gattin ein Heim, das ihn die große Arbeitslast viel leichter tragen ließ.

Was J. Huber zur politischen Entwicklung des Kantons Thurgau

beigetragen, kann hier nicht erörtert werden. Sein Anteil an der Revision war sehr bedeutend, sein Einfluß auf die Gestaltung der neuen demokratischen Verfassung hervorragend, obgleich er mit seiner Person im Hintergrunde verharrte und kein politisches Amt annahm. Auch seine Gegner mußten die scharfe Logik und den praktischen Blick anerkennen.

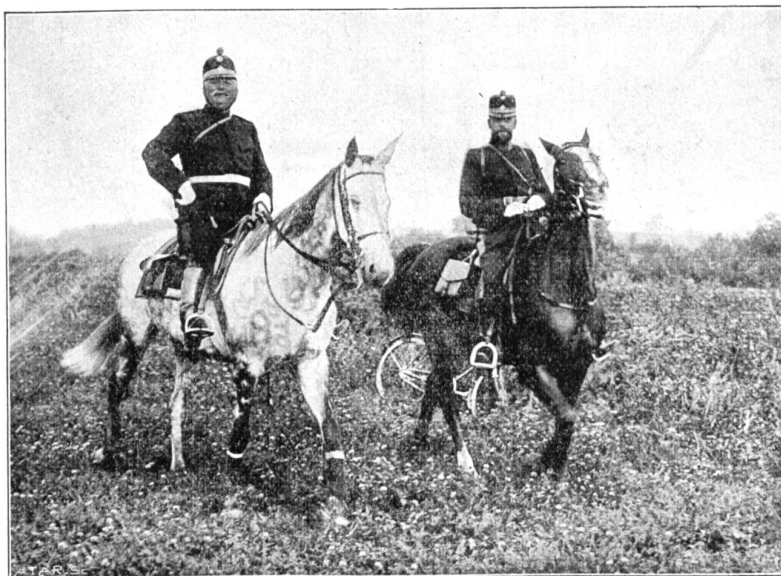
Öffentlich nahm er fast nur an den Schulangelegenheiten tätigen Anteil. Er stand erst an der Spitze der Sekundarschulbehörde; dann gehörte er fast drei Jahrzehnte lang der Aufsichtskommission der Kantonschule an. Für diese Anstalt war ihm kein Opfer an Zeit und Arbeit zu groß, kein Fach zu gering, dem er nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er wollte das heranwachsende Geschlecht in seinem Werden kennen lernen und nach Kräften helfen, daß ihm die richtige Geistesnahrung in richtiger Weise gereicht werde. Gewissenhaft machte er seine Schulbesuche, und sorgfältig prüfte er die Arbeiten der Abiturienten. Von den Lehrern forderte er strenge Plichterfüllung, stand aber auch jederzeit für ihre ökonomische Besserstellung freudig ein. Überall bewährte sich J. Hubers Tatkraft und Energie. Er verhalf der Stadt Frauenfeld zu einem Gaswerke, wirkte freudig mit bei der Gründung des Spitals, war Präsident der Hypothekbank, wurde von den schweizerischen Buchhändlern wiederholt zu wichtigen Funktionen berufen, jaß im Verwaltungsrate unserer Zeitschrift — und würde es als Zeitverlust anfehen, daß man alle seine Verdienste aufzähle.

Den Verkehr mit unsern heimischen Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten pflegte er gerne und freute sich, ihr Veleger sein zu können. Auch hier scheute er bei aller Geschäftstüchtigkeit vor Opfern nicht zurück, wenn er das Gute fördern konnte. Es war kein Stolz, die angesehensten Namen — bald in kleinerer, bald in größerer und größter Vertretung — in seinem Verlage zu vereinigen. Eine große Freude bereitete es ihm, als ihn die Universität Zürich am 2. August 1883 „wegen seiner in der Führung und Ausrüstung seines Verlages bewiesenen wahren Wertschätzung und opferbereiten Hochhaltung der Wissenschaft“ zum Ehrendoktor freierte. Das Idiotikon, die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“, das schweizerische Künstlerlexikon waren ihm liebe Pflegebefohlene, und daß seine Druckerei den ersten Band der schönen Festschrift für das eidg. Polytechnikum (1905) herstellen durfte, freute ihn sehr, obgleich er damals im Begriff stand, nach fünfzigjähriger Arbeit das Geschäft in die Hände seiner beiden, längst neben ihm tätigen Söhne zu legen.

Aber auch die Jahre der Zurückgezogenheit, die nun folgten, ließen den energischen Geist nicht ruhen. Fortwährend arbeitete er noch für sein Geschäft und war daneben eifrig bemüht, durch Lektüre sich ein richtiges Verständnis für die Forderungen einer moder-



Oberstdivisionär Otto Heibel,
Waffenchef der Artillerie.



Oberst Müller, Chef des Schweiz. Militärdepartements
mit seinem Adjutanten Hauptmann Kunz.



Die Manöver der I. Division. Ein Waadtländer Bataillon nach der Inspektion bei Echichens, im Laufschrift defilierend. Phot. E. Calame, Aubonne.

nen, anders gearteten Zeit zu verschaffen. Selbst mit der modernen Kunst strebte er in ein klares Verhältnis zu kommen.

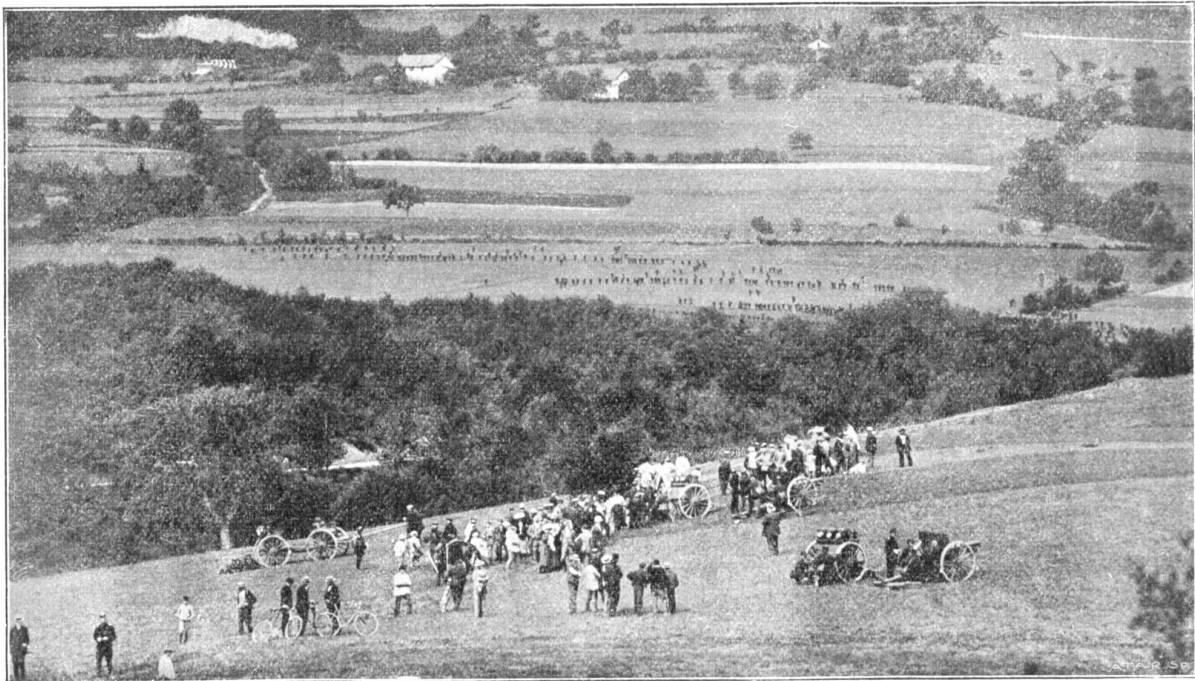
Fröhlich hatte er den achtzigsten Geburtstag im Kreise von Kindern und Enkeln, lieben Freunden und Verwandten gefeiert; dann nahte allmählich eine ernste, oft düstere Stimmung, gegen die auch die treueste Pflege nicht aufzukommen vermochte. Rasch und gnädig zugleich setzte der Tod dem fruchtbaren, arbeitsreichen Leben ein Ziel.

Der Ausbau der schweizerischen Militär-Organisation von 1907.

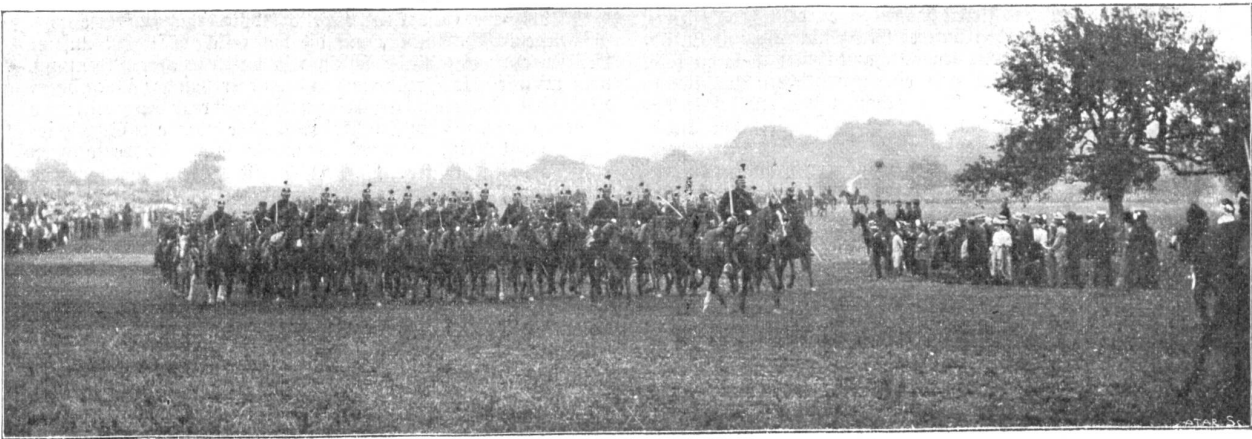
Bereits haben wir zwei Jahre hinter uns, seitdem das Schweizervolk den Willen bekundete, seine Wehrmacht zu stärken, auch auf die Gefahr hin, daß dem einzelnen Bürger dadurch größere Opfer auferlegt werden. Diese selbstlose Handlung hat damals unsern Nachbarstaaten gewaltig imponiert und unser Ansehen mächtig gehoben. Was uns aber heute weit wichtiger erscheint, ist die Tatsache, daß, nachdem die Wirkungen des neuen

Militär-Gesetzes sich bereits geltend gemacht haben und der neue Bau Gestalt und Form angenommen hat, viele und bedeutende Gegner freimütig eingestehen, daß wir damit um einen großen Schritt weitergekommen sind. Die Opfer, die das neue Werk erfordert, sind größere; es gilt, namentlich in finanzieller Beziehung weises Maß zu halten. Dies schließt aber nicht aus, daß auf dem neu eingeschlagenen Weg mit bescheidenen Mitteln das vorgesteckte Ziel, eine kriegstüchtige und kriegsgenügende Armee zu schaffen, dennoch erreicht werden kann. Dem scharfen Beobachter zeigen sich jetzt schon die segensreichen Wirkungen des neuen Gesetzes, wenn auch zugegeben werden muß, daß manches sich noch besser machen läßt, daß es noch viele Jahre ernster und intensiver Arbeit bedarf, bis wir denjenigen Grad von Kriegstüchtigkeit erlangt haben, der unsere Milizarmee als gleichwertiges Glied neben stehende Heere stellt.

Wir dürfen heute, nachdem wir zwei Probejahre hinter uns haben, mit Vergnügen konstatieren, daß unsere Truppenführer auf die Ausbildung einen größeren Einfluß auszuüben vermögen, daß die Führer aller Grade ein selbständigeres und selbstbewußteres Auftreten zeigen und daß die Mannschaft in den Rekrutenschulen viel gründlicher und intensiver ausgebildet, in den jährlichen Wiederholungskursen viel zweckmäßiger weitergebildet



Manöver vom 13. September zwischen Genollier und Ruzier. Eine Batterie der I. Artillerie-Brigade. Im Tal Clairfontaines. Phot. Aufnahme durch das Telephot von Vautier-Dufour.

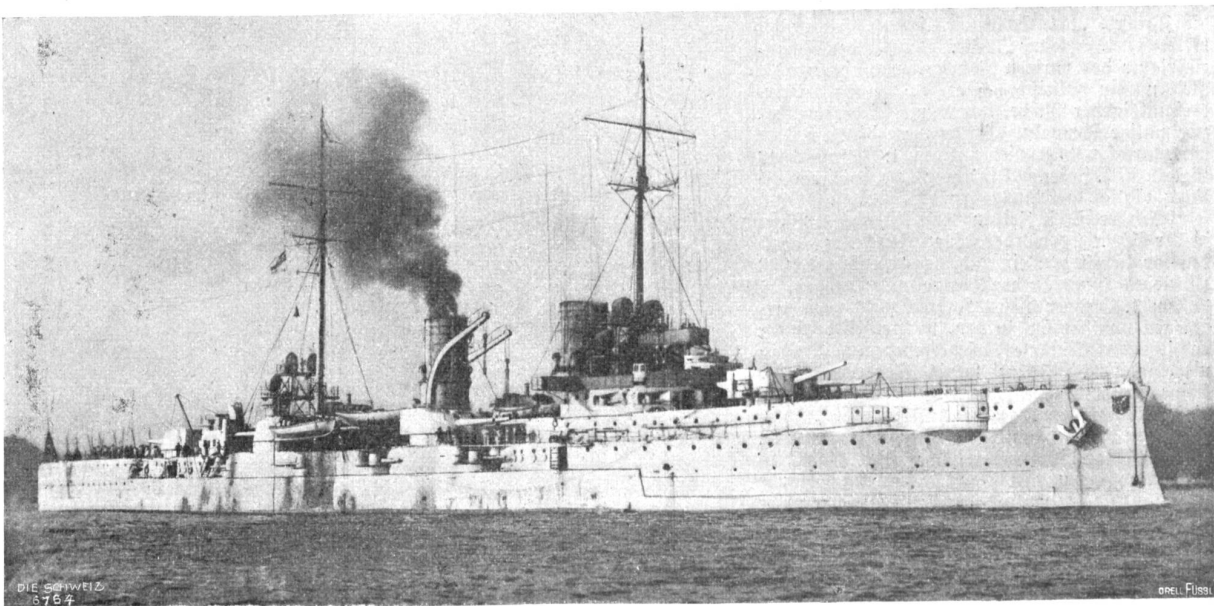


Manöver der I. Division. Defilieren der Dragoner bei Echichens. Phot. G. Calame, Aubonne.

werden kann. Sobald der Führer wie der Soldat sein Handwerk gründlich versteht, bekommt er auch Freude daran.

In den längeren Rekrutenschulen, z. B. bei der Infanterie, ist es nunmehr möglich, die weitaus größte Zahl Rekruten zu brauchbaren Schützen auszubilden — im Gegensatz zu früher, wo ein großer Prozentsatz ausgereizter Rekruten als Soldaten in die Bataillone hineingesteckt werden mußte, bei denen die Schießfertigkeit noch sehr zu wünschen übrig ließ. Wir sprechen speziell vom Schießen, weil diese Tätigkeit für den Infanteristen zur Hauptsache gehört. Ist nach dieser Richtung hin der grundlegende Unterricht — das ist die Rekrutenschule — ungenügend, so verliert der junge Soldat Freude und Zutrauen zu seiner Waffe und, was noch schlimmer ist, zu sich selbst. Damit wird ihm zum voraus jede Dienstfreudigkeit genommen, er bleibt ein sogenannter „Muschhüte“ und folglich auch ein schlechter Soldat während seiner ganzen Dienstzeit. In den jetzigen Schulen ist hingegen die Möglichkeit eher geboten, die jungen Leute für das Schießen zu „interessieren“. Dies bietet weiter Gewähr dafür, daß sie nachher in den Schießvereinen sich zu vervollkommen suchen. Wird dort für einen sorgfältigen und rationellen Schießbetrieb gesorgt, so kann unsere Schießkunst mächtig gehoben werden. Der Bund unterstützt diese Vereine alljährlich mit bedeutenden Geldmitteln, er wird dies in Zukunft noch in vermehrtem Maße tun müssen. Dafür soll er sich dann aber das Recht garantieren, auf diese freiwillige Tätigkeit einen maßgebenden Einfluß ausüben zu können, um sie zu einer ersprießlichen und nutzbringenden zu gestalten.

Nicht bloß die Infanterie zieht Nutzen aus den längeren Rekrutenschulen. Die Kavallerie wußte daraus Vorteile zu ziehen, indem sie schon lange vor Einführung des neuen Gesetzes ihre Rekrutenschule in der Weise verlängerte, daß sie den sogenannten Winterreitkurs oder Vorkurs mit der eigentlichen Rekrutenschule verschmolz. Sie hat durch ihre Ausbildungsmethode unseres Erachtens den Beweis erbracht, daß man innerhalb einer kurzen Ausbildungszeit eine kriegsgenügende Truppe heranbilden kann, vorausgesetzt, daß man die Hauptsache im Auge behält und dasjenige gründlich einübt, was die Leute kennen und wissen müssen. Zwar ist kürzlich von einer ausländischen Militärzeitung darauf hingewiesen worden, daß unsere Milizkavallerie einer „regulären“ Kavallerie mit verlängerter Dienstzeit nicht gewachsen sei. Daß bei uns nicht dasjenige erreicht werden kann, was bei einer stehenden Armee möglich ist, und daß sich unsere Reiter dem verwöhnten Auge des Offiziers der stehenden Armee nicht so glänzend präsentieren wie jene dreijährig ausgebildeten Soldaten, das ist ganz selbstverständlich. Die Hauptsache, um die es sich handelt, ist: eine kriegsgenügende Kavallerie zu schaffen. Die Behauptungen jener ausländischen Zeitung wurden glänzend und in überzeugender Weise widerlegt von einem hochgestellten schweizerischen Offizier. Er bekennt offen, daß unserem Milizsystem noch viele Mängel und Unvollkommenheiten anhaften, tritt aber den Beweis an, daß jener fremde Kritiker kein objektives Urteil abzugeben im Stande war, weil seine Kritik auf einem viel zu wenig gründlichen Studium unserer eigenartigen Verhältnisse basierte. Er



Das Linienschiff „Nassau“. Das erste deutsche Kriegsschiff im „Dreadnought“ Typus.

stützt sich dabei auf das Urteil hochstehender, deutscher Offiziere, die die Kriegsbrauchbarkeit unserer Miliz nicht bezweifeln, ob schon ihnen die mancherlei Unvollkommenheiten bekannt sind.

Das neue Gesetz hat uns eine gründlichere Ausbildung unserer kader ermöglicht. Dies erachten wir als einen der größten Vorteile, weil dadurch die jungen Offiziere und Unteroffiziere in ihrem Auftreten vor der Truppe sich viel sicherer und selbständiger zeigen. Das Gefühl der größern Verantwortung ruft einer ernstern Dienstauffassung und damit auch einer größern Dienstfreudigkeit. Die längere Dauer der Offizierschule macht es jetzt möglich, daß der zu behandelnde Stoff ohne Hast theoretisch und praktisch verarbeitet werden kann, daß dabei der junge Mann weniger mit Gedächtnisram überladen wird und dafür seine intellektuellen Kräfte mehr angespannt werden. An Stelle der früheren Zentralschulen für Stabsoffiziere, die immer etwas Schulmeisterliches an sich hatten, sind die taktischen Lehrkurse getreten. Diese Kurse sollen die Offiziere mehr für die Arbeiten im Felde vorbereiten. Sie bieten überdies Gelegenheit, einen engern Kontakt herzustellen zwischen den Offizieren eines Stabes, die berufen sind, im Ernstfall miteinander zusammenzuarbeiten.

Ein Uebelstand, der sich bei diesem neuen Kurs zeigt, darf nicht unerwähnt gelassen werden. Die Offiziere, vorab in den höhern Chargen, werden durch diese Dienstvermehrung und namentlich auch durch häufige, außerdienstliche Inanspruchnahme stark in Mitleidenchaft gezogen. Erfahrungsgemäß werden gerade unsere tüchtigsten Führer durch ihren zivilen Beruf stark in Anspruch genommen. Deshalb liegt die Gefahr sehr nahe, daß sie nur zu bald vor die Wahl gestellt werden, ihre Kräfte ganz der Armee zur Verfügung zu stellen und dafür ihre bürgerliche Tätigkeit einzuschränken, oder aber, wenn letzteres nicht möglich ist, auf ihre weitere Mitarbeit im Heere zu verzichten.

Das neue Gesetz hat jährliche Wiederholungskurse vorgeschrieben. Mit Rücksicht auf die bürgerliche Tätigkeit unserer Milizen war dies ein Beschluß von weittragender Bedeutung, vom militärischen Standpunkt aus war er von der allergrößten Wichtigkeit. Die gemachten Erfahrungen während den zwei letzten Jahren zeigen, daß die Durchführung ohne namhafte Schwierigkeiten möglich ist, da verhältnismäßig wenig Dispensationen erteilt werden mußten. In der Tat ist es den jungen Leuten bis zum 27. Altersjahr eher möglich, jährlich während vierzehn Tagen von ihrem Bureau, ihrer Werkstatt oder von ihrer Landarbeit abzukommen. Dieser Nachteil wird bedeutend überwogen durch den großen Vorteil, daß der wehrfähige Bürger zu einer Zeit dienstfrei wird, wo er mit seiner ganzen Kraft in seinem Geschäft, in seinem Betrieb, auf seiner Landwirtschaft einsetzen muß und sich für ihn die Sorgen des Familienvaters einstellen.

Zum weitem Ausbau unseres Wehrgesetzes gehört noch eine neue Truppenordnung, die bereits im Werke liegt. Von der bisherigen Einteilung unseres Heeres wird man deshalb abgehen müssen, weil sich das Bedürfnis geltend macht, Gebirgstruppen zu schaffen. Unsere Nachbarstaaten haben uns nach dieser Richtung hin bereits überholt. Eine große Veränderung unserer Truppenkörper in bezug auf ihre Stärke und Zusammensetzung wird sie wohl kaum bringen, da hiezu auch kein Bedürfnis vorliegt. Für die Infanterie möchten wir nur wünschen, daß endlich einmal das Postulat der berittenen Kompagnieführer in Erfüllung gehe.

So möge denn das große Werk, zu dem unser Volk am 3. November 1907 die Bausteine zugetragen, zu einer stolzen und festen Burg ausgebaut werden, zu einem Bollwerk, das allen Stürmen trozt und das kein Feind zu erstürmen im Stande ist.

A. S.

Der Neubau der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Die „Neue Zürcher Zeitung“, die am kommenden 12. Januar ihren 140. Jahrgang beendet, wurde von der Firma Drell, Gekner, Fülki & Co. als „Zürcher Zeitung“ am 12. Jenner 1780 gegründet, ein unscheinbares Blättchen, das zweimal in der Woche mit vier kleinen Seiten Text erschien, die zwar von dem, was jenseits der Grenze in den großen Staaten des Auslandes sich ereignete, berichteten, leider aber sehr wenig von dem, was in der Stadt, im Kanton Zürich oder in der Eidgenossenschaft vorfiel; über die gewaltige Umwälzung des Jahres 1798 und über die Entscheidungsschlachten fremder Heere auf Schweizer Boden finden wir in dem Blättchen nur dürftige, aus der Zeit der Helvetik ganz farblose Notizen. Für die Zürcher- und Schweizergeschichte jener Zeit bietet es also keine Quelle. Anfang der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts begann die Zeitung ein politisches Blatt zu werden, erschien dreimal in der Woche, kam dann wieder auf die zweimalige Ausgabe, aber bei vergrößertem Format, zurück und erschien mit dem 1. Januar 1843 täglich, d. h. siebenmal in der Woche, während sie heute täglich drei Ausgaben veranstaltet.

Seither ist die Zeitung zum führenden Blatt in der Schweiz geworden. Die alten Räume wurden ihr längst zu klein und, nachdem sie erst 1900 ein neues Haus an der Goethestrasse bezogen, ist sie am 1. Oktober dieses Jahres aufs neue umgezogen und hat sich in dem in drei Bildern der vorliegenden Nummer wiedergegebenen Neubau niedergelassen. „Ganz wenig Sezer und eine kleine Handpresse genügen“, heißt es in der bei diesem Anlaß herausgegebenen Festschrift, „um in den ersten Jahrzehnten das Blättchen herzustellen. Heute verfügt die Druckerei über zwei große Notationsmaschinen, von denen jede in einer Stunde zwölftausend Exemplare hervorbringt, über vier Sezmachines des neuesten Typus und alle Einrichtungen eines modernen Druckereibetriebes. In den ersten Jahren nahm die Redaktion die Tä-



Außenansicht des Neubaus der „Neuen Zürcher Zeitung“.

tigkeit des einzigen Redaktors nicht vollständig in Anspruch, heute sind es deren neun mit voller Jahrestätigkeit. 1868 betrug die für Papier ausgelegte Summe nur gegen 20,000 Franken, 1908 gegen 167,000 Franken. Sechs starke Bände größten Formates bilden heute einen Jahrgang des Blattes. An der Spitze der Redaktion steht seit mehr als fünfundsiebzig Jahren Nationalrat Dr. Bisegger, an der Spitze des Verwaltungsrats Nationalrat Oberst Dr. Meister, der seine Kräfte seit mehr als drei Jahrzehnten dem Unternehmen widmet und dessen Name mit der Geschichte der „N. Z.“ aufs engste verknüpft bleiben wird.“

Der Neubau sollte kein Prachtbau, sondern ein praktisches Geschäftshaus werden, für das Luft und Licht die Hauptsache bildeten. Im Souterrain befinden sich die Maschinenräume, im Erdgeschoß die Expedition, im ersten Stock die Druckerei, im zweiten die Redaktion, in den oberen Stockwerken das Archiv. Das Haus wurde von Architekt Ziegler erstellt, während die Innenausstattung der Redaktionsräume durch Architekt Wittmer-Karrer besorgt wurde, der damit eine Reihe moderner Zimmer schuf, bei denen sich das praktische Bedürfnis mit ästhetischer Wohlgefälligkeit verbindet. X

Aktuelles.

Wahlen in den eidg. Räten. Zum Präsidenten des Ständerates pro 1910 wurde Dr. Paul Usteri von Zürich, zum Präsidenten des Nationalrats pro 1910 Professor Dr. Virgile Koffel von Bern gewählt.

Militärisches. Wenige Wochen vor Jahreschluß sind starke Veränderungen in unsern obersten Kommandostellen eingetreten:

Oberstdivisionär Hebel, der Waffenchef der Artillerie, hat vom Bundesrat die erbetene Entlassung von dieser Stellung erhalten, Oberst Fahrländer, der Kommandant des II. Armeekorps, hat ebenfalls demissioniert, und auch Oberst Heller, der Kommandant der IV. Division, hat dem Bundesrat seinen Rücktritt eingereicht.

Oberstdivisionär D. Hebel, dessen Bild wir heute bringen, stand über vierzig Jahre im Staatsdienst. Im Dezember 1867 wurde er vom Regierungsrat des Kantons St. Gallen zum zweiten Unterlieutenant der Artillerie ernannt. Ein Jahr später arbeitete er als Instruktionsaspirant der Artillerie, wurde nachher zur Vollendung seiner militärischen und artilleristischen Ausbildung 1869 für ein Jahr an die Artillerieakademie in Berlin kommandiert;

1870 erfolgte seine Wahl zum Instruktor zweiter Klasse, 1880 zum Instruktor erster Klasse. 1896 wurde er Oberinstruktor und 1900 Waffenchef der Artillerie. In dieser Stellung, bemerkt die „Thurgauer Zeitung“, deren Inhaber der Truppe nur als Inspektor gegenübersteht, ist er der jungen Generation der Artilleristen allmählich fremd geworden. Durch die neue Militärorganisation ist der „Chef der Abteilung für Artillerie“ zu einem bloßen Verwaltungsbeamten herabgedrückt worden. Daß dazu Oberstdivisionär Hebel sich nur schwer bequemen mochte, scheint in letzter Linie die Ursache seines Rücktritts zu sein. Mit ihm scheidet der letzte Repräsentant jener stolzen Zeit, da die Artillerie als die bestgeschulte Waffe und als die Elite der schweizerischen Armee gegolten hat.

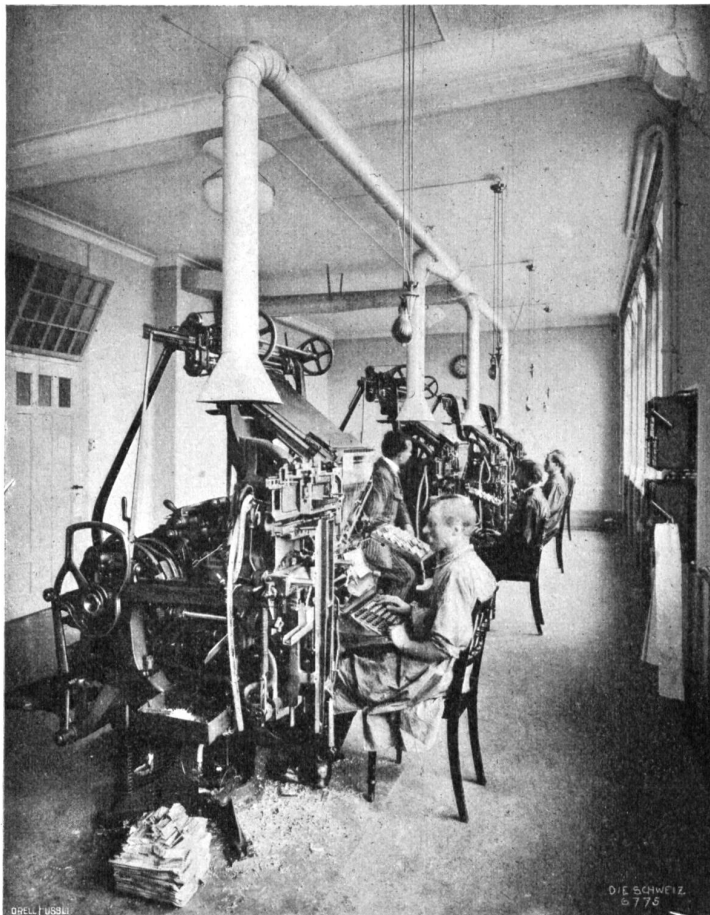
Oberstkorpskommandant Eugen Fahrländer, ist 1844

geboren, Ingenieur von Beruf. Er machte eine außerordentlich rasche militärische Karriere, wurde schon 1885 Oberst, 1891 Kommandant der 8. Division und 1898 als Nachfolger von Oberst Berlinger Kommandant des II. Armeekorps.

Oberst Heller, Stadtpräsident von Luzern und Mitglied des Nationalrates, ist 1850 geboren und seit 1899 Oberstdivisionär.

Am 3. Dezember beförderte der Bundesrat die Oberstdivisionäre Th. Sprecher, Chef der Generalstabsabteilung und

Kommandant der 8. Division in Bern, und Ed. Will, Kommandant der 3. Division in Bern zu Oberstkorpskommandanten und ernannte zum Kommandanten des 1. Armeekorps Oberstkorpskommandant Peter Isler in Bern, zurzeit Kommandant des 4. Armeekorps, zum Kommandanten des 2. Armeekorps Oberstkorpskommandant Ed. Will in Bern, zum Kommandanten des 4. Armeekorps Oberstkorpskommandant Th. Sprecher in Bern. Kommandant des 3. Armeekorps ist Oberst Ulrich Wille.



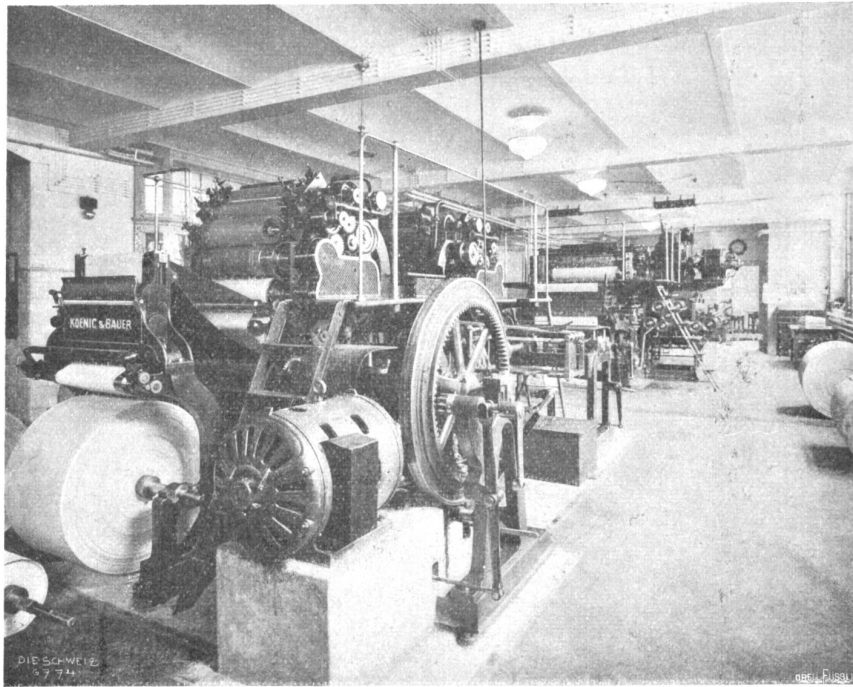
Sechsmaschinen in der Druckerei der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Sport.

Luftschiffahrt. Nach langen Debatten ist die Entscheidung im Klassement des Gordon Bennett-Wettfliegens nunmehr erfolgt; am 27. November trat in Zürich die Sportkommission des schweizerischen Aeroklubs in letzter Sitzung zusammen und stellte auf Grund einläufiger Studien und nach Prüfung aller die Ballons „Amerika II“ und „Le de France“ betreffenden, aus Ungarn, Böhmen und Schlesien eingehol-

ten amtlichen Protokolle, Berichte von Augenzeugen und sonst zur Verfügung stehenden Kontrollmittel unter den 17 Teilnehmern am Gordon Bennett-Wettfliegen 1909 folgende Reihenfolge auf: Sieger ist „Amerika II“, Führer G. B. Miz, Amerika, 1221,11 km, an dessen Klub die Coupe zur Verteidigung im nächsten Jahre übergeht; 2. „Azurée“, Führer Hauptmann G. Meßner, Schweiz, 803,70 km; 3. „Helvetia“, Führer Oberst Schaeff, Schweiz, 772,02 km. Die Reihenfolge der übrigen lautet: 4. „Picardie“, Führer M. Bienaimé, Frankreich, 758,70 km; 5. „Berlin“, Führer Dr. Bröckelmann, Deutschland, 753,25 km;

6. „Cognac“, Führer B. de Beaclair, Schweiz, 747,13 km; 7. „Busley“, Führer P. Meckel, Deutschland; 8. „Utopie“, Führer L. de Brouckere, Belgien; 9. „Düsseldorf II“, Führer Hauptmann von Abercron, Deutschland; 10. „Condor“, Führer G. Dubonnet, Frankreich; 11. „Zira“, Führer Kapitän Grassi-netti, Italien; 12. „Albatros“, Führer G. Piacenza, Italien; 13. „Austria“, Führer Dr. A. Schlein, Oesterreich; 14. „The Planet“, Führer Frank R. Mc. Clean, England; 15. „Ville de Bruxelles“, Führer S. Geerts, Belgien; 16. „Jesus Duro“, Führer A. Vleming, Belgien. Der Führer des französischen Ballons „Ile de France“, Mr. Leblanc, der bei Zagziva in Ungarn niedergegangen war und dessen Ballon weiterflog, wurde von der Sportskommission von einer Preiszuerteilung ausgeschlossen, da seine Landung nicht als Landung im sportlichen Sinne angesehen werden kann. Er wäre sonst zweiter geworden. Das Urteil ist in einlässlicher Weise begründet und der Fédération aeronautique internationale in Paris mitgeteilt worden. Ohne Zweifel werden die Franzosen gegen die Disqualifikation ihres Landmannes Leblanc Protest erheben, der aber nach den festgestellten Tatsachen kaum Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Immerhin tritt dadurch eine neue Verzögerung ein, da nach den internationalen Satzungen in diesem Falle eine neue Sitzung der Delegierten der Fédération in Zürich stattfinden hat, als deren frühester Termin der Februar gelten könnte. Die in den Propositionen vorgesehenen drei Spezialpreise fielen an G. W. Mir, Ballon „Amerika II“ für die längste Fahrtendauer eines nichtschweizerischen Ballons, B. de Beaclair, Ballon „Cognac“, für die längste Fahrtendauer eines schweizerischen Ballons und Hauptmann von Abercron, Ballon „Düsseldorf II“ für das bestgeführte Bordbuch.



Der Maschinenaal der Druckerei der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Verschiedenes.

Die finanzielle Kriegsbereitschaft der Schweiz. Die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft unseres Landes erörtert in einem allgemeines Interesse erweckenden Aufsatz, der wohl den aktuellsten Teil des vor einigen Tagen erschienenen Rascher'schen Jahrbuchs (redigiert von Konrad Falke) bildet, der Direktor der schweizerischen Kreditanstalt, Dr. Julius Frey. Die Arbeit stellt eine Untersuchung dar, welche Mittel zur Befriedigung der staatlichen und privaten Geldbedürfnisse in den ersten zwanzig bzw. fünfzig Tagen eines Feldzuges zur Verfügung ständen. Nach ihr kostet jeder Mann der Armee den Staat pro Diensttag fünf Franken, sodaß bei einem Bestand von 160,000 Mann für die ersten zwanzig Tage 16 Millionen Franken, für die ersten fünfzig Tage 40 Millionen Franken nötig wären. Nach der Ansicht des Verfassers wäre der zuletzt genannte Betrag ohne Schwierigkeit in den ersten Wochen aufzutreiben. Der Bund hält einen Bar-Kriegsschatz von 10 Millionen Franken. Dr. Frey

betrachtet es als selbstverständlich, daß diese Summe bei Beginn des Krieges der Nationalbank übergeben würde, die dadurch insstand gesetzt wäre, für 25 Millionen Franken Banknoten auszugeben, sofern die nicht durch Bargeld gedeckten 15 Millionen in bankmäßigen Werten Deckung fänden. Die Eidgenossenschaft bekäme also für ihren Barschat 10 Millionen Franken Noten; sie könnte sich auch die weiteren 15 Millionen Franken Noten ganz oder zum Teil verschaffen, indem sie Eigenwechsel der eidgenössischen Staatskasse, die noch eine weitere Unterschrift eines schweizerischen Bankinstituts tragen, der Bank übergäbe. Die starke finanzielle Position der Nationalbank und deren vorzügliche Leitung bürge dafür, daß sie diesen ersten Ansturm werde aushalten können. Uebrigens stehen dem Bunde 4 Millionen Franken Bankguthaben und 18 Millionen Franken Wertpapiere und Wechsel (die fast 100 Millionen betragenden im Eigentum des Bundes stehenden Stiftungen werden nicht mitgerechnet) zur Verfügung. Die Ausgabe von Bundesbanknoten möchte Dr. Julius Frey nur als äußerstes Mittel heranziehen. Bei

dieser Geldbeschaffung für den Staat dürften natürlich die Bedürfnisse des Publikums nicht stillgelegt werden. In interessanten Ausführungen schildert der Verfasser, wie auch diesen Bedürfnissen mit Hilfe der inländischen Banken nachgekommen werden können, Details, auf die in den vorliegenden kurzen Angaben nicht eingegangen werden kann. Die Untersuchung schließt mit der Erwartung, daß bei Eintritt kriegerischer Verwicklungen für die Schweiz die zweifellos recht

ernsten Schwierigkeiten, welche die Deckung der Bedürfnisse des Staates und der Privaten bereiten wird, durch ein zielbewusstes Zusammenwirken der Nationalbank und der übrigen Banken insofern werden beschworen werden können, daß eine größere Anleiheoperation nicht schon in der ersten Zeit nach Kriegsausbruch nötig werden wird.

In unsern Bildern.

Eine der prächtigen alten Bastionen von Solothurn bringt die Kopfleiste unserer heutigen „Illustrierten Rundschau“, die in Bild und Wort hauptsächlich unsern schweizerischen Wehrwesen gewidmet ist. Die Bildnisse des Chefs des schweizerischen Militärdepartements, Bundesrat Oberst Müller, des am 22. November verstorbenen Kommandanten des I. Armeekorps, Oberst Techt ermann, und des Artillerie-Waffenchefs, Oberst Hebbel, ergänzen die Serie unserer Militärbilder.

Mit dem Linienschiff „Nassau“ ist der erste deutsche Dreadnought in den Dienst der deutschen Kriegsmarine gestellt worden. Bei einer Länge von 137,7 m, einer Breite von 27,1 m und einem Tiefgang von 8,1 m verdrängt „Nassau“ 18.800 Tonnen Wasser. Seine Maschinen leisten insgesamt 25.000 PS und geben dem Schiff eine Geschwindigkeit von 20 Seemeilen per Stunde.